



Menschen, die sicher sind, bauen keine Mauern

Manfred Kollig SSCC über Rechtspopulismus
und die Aufgabe der Kirche



Seit Februar 2017 ist Manfred Kollig (60) Generalvikar des Erzbistums Berlin. Der Arnsteiner Patre war viele Jahre in der in der Jugend- und Schulpastoral tätig, bevor er

ab 2011 die Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster leitete. Am 11. April 2017 trafen die Apostelredakteure Thomas und Kerstin Meinhardt den ehemaligen Leiter der Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster zu einem Gespräch an seinem neuen Arbeitsplatz in Berlin.

Pater Manfred, in Ihrer neuen Funktion als Generalvikar des Erzbistums Berlin kommen Sie viel mit Menschen in Kontakt. Begegnen Ihnen rechtspopulistische Haltungen in Ihrem Alltag oder sind das Positionen, die Sie persönlich eher durch die Berichterstattung der Medien mitbekommen?

Ich begegne Menschen, die große Anfragen an die etablierten Parteien haben und enttäuscht sind. Bei Besuchen in Vorpommern haben mich die Menschen dort sehr nachdenklich gemacht, was die gesamtpolitische Richtung betrifft, und auch, was das Thema AfD angeht.

Als die Wahlen in Mecklenburg-Vorpommern stattfanden, lebte ich noch in Nordrhein-Westfalen. Da gehörte ich zu denen, die sagten: »Wie können denn so viele in Mecklenburg-Vorpommern die AfD wählen, dort gibt es doch ganz wenige Flüchtlinge!« Inzwischen habe ich gelernt, dass die dortige Tendenz zur AfD nicht so sehr mit der Flüchtlingsfrage zusammenhängt. Die Bewohner Vorpommerns erle-

ben, dass viele Mittel für Neubauten, für die Bildung und für das Gesundheitswesen in die Ballungsräume fließen. Die Menschen in der Fläche fühlen sich benachteiligt. Die drei Landkreise in der Bundesrepublik mit der geringsten Bevölkerungszahl pro Quadratmeter liegen in Vorpommern. Wenn sich Dörfer entvölkern, Jugendliche abwandern, sobald sie können, dann lautet die Schlussfolgerung oftmals: »Die politischen Parteien haben uns im Stich gelassen! Wir müssen für eine Blinddarmpoperation 50 Kilometer weit fahren, und wenn wir so krank werden, dass eine spezielle medizinische Versorgung nötig wird, müssen wir noch weiter weg! Dann besucht uns niemand mehr im Krankenhaus ...« Das sind die Dinge, die die Leute bewegen. Sie stellen sich die Frage: »Wähle ich gar nicht mehr oder wähle ich eine Partei, die mir zumindest verspricht, dass sie es anders macht?« Das heißt, es ist weniger die Ideologie der AfD, die sie anspricht, sondern sie persönlich haben enttäuschende Erfahrungen gemacht, sind wütend und suchen nach einer Alternative. Diesen Menschen, die sich abgehängt fühlen, bin ich in Vorpommern und auch in Brandenburg begegnet. Dann gibt es eine zweite Gruppe, die die Flüchtlingsfrage sehr stark in den Vordergrund stellt, der ich eher in Berlin begegne. Diese Menschen fragen: »Können wir denn alle Flüchtlinge aufnehmen?« Aus dieser Gruppe begegnen mir auch Leute, die in dieser Frage lautstark Kritik üben und mir hinterher unter vier Augen sagen: »Es tut mir total leid, ich kenne mich selbst nicht, dass ich öffentlich so argumentiere.« Das sind wenige, weil es auch nur wenige solcher Situationen gibt, in denen Menschen so ehrlich sind und sagen, dass sie sich vor sich selbst erschrecken. Das sind für mich neue Erfahrungen, die mir deutlich machen, dass man das Ganze sehr differenziert sehen muss. Wenig oder keinen unmittelbaren Kontakt habe ich zu denen, die sehr populistisch agieren.

Heißt das, dass unsere Form von Demokratie versagt hat, weil es nicht gelingt, die Menschen und ihre Befindlichkeiten wirklich wahrzunehmen? Und dass es die Politik nicht geschafft hat, die Lebensverhältnisse im Lande anzugleichen, ungute Situationen zu verändern und gleichzeitig die Betroffenen einzubinden?

Der große Zulauf, den die AfD beispielsweise in Mecklenburg-Vorpommern verzeichnet, ist ein Warnsignal für Politik und Kirche. Es ist verlockend, alle Anstrengungen den Zentren zu widmen. Das Wort von den »Leuchtturmprojekten« klingt für mich verräterisch. Einmal, weil ich als Katholik natürlich sage: »Wir sollten Licht der Welt sein und nicht Leuchttürme bauen!« Zum Zweiten: Wenn es in der Gesellschaft oder in der Kirche an manchen Stellen eher nach Ebbe aussieht, zeigt dies, dass uns die Ideen wegbleiben, dass wir keine Lösungen finden. Aber wo Ebbe ist, da braucht man keine Leuchttürme, da braucht man Leute, die nach Wasser graben und Quellen suchen. Ich glaube wirklich, dass sich die etablierte Politik und vielleicht auch die Kirche in Deutschland zu sehr hat leiten lassen von den »großen Dingen«. Nach der Wende hieß es: »Berlin wird das Zentrum Europas!« In der Tat hat man es geschafft, Berlin zu einer Kulturhauptstadt zu machen. Es ist wirklich beeindruckend, was hier entstanden ist. Nur hat man darüber die Fläche aus den Augen verloren! Für die Kirche kann die Lehre daraus nur sein: Angesichts der großen Räume, die wir schaffen, müssen wir darauf achten, dass wir nicht aus der Fläche weggehen. Wir dürfen nicht den Fokus auf das Zentrale, den Event, das große Projekt legen, auf das alle schauen, wo alle hinkommen und uns beneiden, und darüber vergessen, dass der Mensch weder im Event lebt noch im großen Projekt. Der Mensch lebt zu Hause und muss

Fehlende Perspektiven, zu geringe Investitionen: Jenseits der Zentren veröden ganze Stadtteile wie hier in Wittenberge (Brandenburg) ...



da mit seinen Sorgen, Nöten, seinem Alltag und seinen Herausforderungen und seiner Freude irgendwie klarkommen. Wenn die Menschen erleben: »Bei uns sind die Politiker nicht mehr, weil sie sich nur untereinander treffen und bespaßen!«, oder wenn sie das Gefühl haben, »Kirche ist da, wo die oberen Zehntausend sind!«, dann entstehen solche populistischen Tendenzen. Das dazugehörige Lebensgefühl ist dann: »Die hören und sehen mich sowieso nicht, die haben kein Interesse an mir. Also suche ich mir Alternativen!« Und diese Alternativen werden dann eventuell auch in den Extremen gesucht.

In letzter Zeit mehren sich Berichte, dass in Kirchengemeinden ganz bewusst versucht wird, AfD-nahen Positionen Gehör zu verschaffen. Oftmals sind es nicht direkt AfD-Politiker, sondern Christen aus rechtskatholischen Kreisen, die offensichtlich strategisch Meinungsmache betreiben. Es werden zum Beispiel Diskussionsveranstaltungen vorgeschlagen zu Themen wie Lebensschutz, Familienbild oder dem sogenannten Genderwahn, weil angenommen wird, dass Kirche da ein natürlicher Bundesgenosse sei. Wie können Gemeinden damit umgehen, wenn solche Veranstaltungen anstehen?

Es genügt nicht zu prüfen, am einen oder anderen Punkt einer Meinung zu sein. Meinungen müssten auch derselben Grundhaltung entspringen und – noch weitergehend – in demselben Halt begründet sein. Welche Interessen haben Leute an einem Thema? Sind es eigene Interessen oder sind es Interessen, die wirklich dem Gemeinwohl dienen? Ein wichtiges Entscheidungskriterium in einer solchen Situation wäre für mich auch zu schauen, wie man mit Andersdenkenden umgeht. Wer mit denen, die anders denken, respektlos und verächtlich umgeht, wäre für mich grundsätzlich kein Verbündeter, selbst wenn wir ein ähnliches Anliegen verfolgen.

Um es in einem Beispiel zu sagen: Nicht jeder, der Benzin importieren möchte, ist mein Partner, ich möchte schon wissen, was er damit machen möchte. Wenn er damit Auto fahren will, dann können wir uns vielleicht treffen, und dann stelle ich vielleicht auch manche Bedenken bezüglich des Umweltschutzes zurück. Aber wenn er damit das Haus meines Nachbarn anzünden will, dann sind wir keine Partner.

Ich glaube, es gilt immer nach den Motiven und Haltungen zu fragen, die hinter den Meinungen stecken, und worin sich Urteile begründen. Unabhängig davon gilt für mich:

Wir müssen mit Andersdenkenden im Gespräch sein, auch mit der AfD, sollten ihnen aber keine Bühne schaffen.

Pater Manfred, die mit der Globalisierung verbundenen Unsicherheiten und die von Ihnen beschriebenen Erfahrungen des Abhängigseins begünstigen auch in anderen Teilen der Welt das Wiedererwachen autoritärer oder nationalistischer Staatsmodelle. Nachdem wir zu Beginn des neuen Jahrtausends eine Welle der Demokratisierung erlebt haben, scheint es jetzt weltweit eine Rolle rückwärts zu geben. In einigen der betroffenen Länder sind es die Christen, die solche Prozesse mitbefördern, zum Teil auch die offizielle Kirche selber. Auf den Philippinen – einem Land mit fast 80 Prozent Katholiken – kann der gewählte Präsident Duterte die Menschenrechte mit Füßen treten, ohne dass es einen Aufschrei gibt. In Polen vertreten sogar die Bischöfe selbst eine Politik, die völlig entgegengesetzt zur Position der deutschen Bischöfe in Sachen Menschenrechte, Flüchtlinge etc. steht. Die Position des kirchlichen Apparats in Ungarn steht diametral zu der Roms – und das nicht nur zu der des jetzigen Papstes. Haben Sie dafür eine Erklärung?

Zum einen suchen Menschen nach Sicherheit – in Religion und Politik. Sicherheit suche ich immer dann, wenn ich mich selbst unsicher fühle. Ein Volk, das sicher ist, baut keine Mauern, weil es keine Angst hat, dass welche wegläufen oder welche reinkommen. Wer unsicher ist, baut viel um sich herum auf, viel Schein, Uniform, Statussymbole ... In unserer Welt ist derzeit vieles im Umbruch. Die Globalisierung hat auch zur Folge, dass wirtschaftliche, militärische und politische Zusammenhänge undurchschaubar werden. Wenn ich nicht mehr sagen kann, wie es in 20 Jahren aussehen

wird – weder in der Gesellschaft noch in der Kirche –, wenn mir das Ganze zu sehr im Fluss ist, werde ich unsicher. Ich glaube, dass diese Gesellschaften, in denen die Umbrüche stark sind und in der Folge rechtspopulistische Tendenzen aufbrechen, Gesellschaften sind, in denen man vernachlässigt hat, den Einzelnen zu stärken. Auch die dortigen Ortskirchen haben vielleicht zu sehr auf die äußere Ordnung anstatt auf die innere Gewissheit geachtet. Als Kirche, als Gruppe, als Gemeinschaft oder als Volk war man stark, aber der Einzelne hat oft keine wirkliche, persönliche Gewissheit, die ihn trägt. Mit dem Psalm 139 gesprochen: »Wohin ich auch gehen würde, du bist da.« Wer diese Gewissheit hat, der kann vieles zulassen, der lässt sich nicht irritieren von der Frage: »Habe ich in zehn Jahren noch den Wohlstand, den ich heute habe, und wie geht es überhaupt weiter mit dieser Welt?« Der sagt: »Ja, ich kenne das, dass es anders, schlechter, gefährlicher oder weniger werden kann. Aber gleichzeitig weiß ich, dass Gott an mich denkt.« Solche Gewissheit ist durch keine Form äußerer Sicherheit zu ersetzen.

Psychologen sagen, dass es eine offene, mitfühlende, den Nächsten liebende Persönlichkeit braucht, um angesichts von gesellschaftlichen Umbrüchen nicht ein Sicherheitsbedürfnis zu entwickeln, das ganz enge Grenzen fordert. Als Voraussetzung für eine solche Persönlichkeit werden »Daseins-Kompetenz«, »Ich-Stärke« und Grundvertrauen genannt. Diese Grundmuster entwickeln sich normalerweise in den ersten Lebensjahren, wenn liebende, verlässliche und wirklich anwesende elterliche Bezugspersonen vorhanden sind. Die heute immer häufiger anzutreffenden überforderten und ramponierten Familiensysteme bieten aber kein förderliches Umfeld, in dem solche Fähigkeiten und ein Grundvertrauen,

ja letztlich Gottvertrauen, entstehen könnten ...

Es sind die Eltern, die in den ersten Jahren Zuverlässigkeit und Verbindlichkeit herstellen, damit ein Grundvertrauen entstehen kann. Um die Probleme vieler Familien weiß ich, aber dennoch bin ich nicht so pessimistisch. Denn es gibt bei uns viel Unterstützung für Familien. Bei uns sind die Rahmenbedingungen für Familien besser als in vielen anderen Gesellschaften. Unser Bildungssystem sowohl in der Schule als auch in der kirchlichen Jugendarbeit setzt auf die Förderung des Einzelnen, es zielt darauf, die Ich-Stärke zu fördern. Junge Menschen werden so zur Eigenverantwortung befähigt. Das ist eine der großen Stärken der kirchlichen Verbandsjugendarbeit! Wir nehmen als Kirche ernst, was Papst Franziskus in »Amoris Laetitia« gesagt hat: »Wir können das Gewissen nicht ersetzen.« Ernst nehmen heißt für mich nicht, nur zu sagen »Entscheidet mal nach eurem Gewissen«, sondern Gewissenbildung zu fördern. Das bedeutet, Entscheidungshilfen in Form von Kriterien zu geben. Gewissen-

bildung heißt, zu helfen, als soziales Wesen bewusst abzuwägen und sich nicht nur von selbstsüchtigen Interessen leiten zu lassen.

Nochmals zurück zur Rolle der Kirchen im Osten. Erklärt die Geschichte der Kirche in Polen, der Slowakei oder in Ungarn in der Zeit des Kommunismus, weshalb sie heute in vielen wichtigen Fragen – etwa, wenn es um die Aufnahme von Flüchtlingen geht – ganz andere Antworten findet als die Deutsche Bischofskonferenz oder der Papst?

Die Kirche im Osten – auch im Osten Deutschlands – war über Jahrzehnte so etwas wie die Opposition, die es politisch nicht geben durfte. Diese Funktion war identitätsstiftend und ist jetzt weggefallen.

Eine prägende Erfahrung ist wohl, dass es in totalitären Regimen darauf ankommt, alles richtig zu machen. Wer sich an die Regeln hält, dem geht es gut. Und für viele ist es auch in der Kirche so. »Ich muss die Regeln einhalten, dann bin ich gut.« Was aber nicht bedacht wird: »Ist es auch das Richtige? Ist es



In Berlin ist viel geschaffen worden ... aber die etablierte Politik und vielleicht auch die Kirche in Deutschland haben sich zu sehr von den »großen Dingen« leiten lassen und die Situation an den Rändern aus den Augen verloren ...

für den Menschen, dem ich jetzt begegne, das Richtige?« Und dieser Konflikt zwischen »Alles-richtig-Machen« und »Das-Richtige-Machen«, den haben wir – so glaube ich – den Menschen als Kirche zu wenig nahegebracht. Der Konflikt zeigt sich zum Beispiel beim Sabbatgebote. Jesus sagt: »Ja, ich streiche kein Jota!« Er stellt das Sabbatgebote nicht infrage! Aber wenn es darum geht, die Heilung eines Kranken am Sabbat zu verweigern, dann sagt er: »Nein! In diesem Fall ist das Richtige die Heilung des Kranken.« Unter Umständen ist das nach dem Gesetz Falsche das Richtige. Diese Komplexität des Denkens ist in totalitären Regimen nicht erlaubt, und auch in unserer Kirche nicht so weit verbreitet, zumindest nicht eingeübt. Es ist übrigens auch ein Teil der Gewissensbildung, zu bejahen, dass es nicht nur Schwarz und Weiß gibt, dass es auch Dilemmata-Situationen geben kann, in denen ich, egal wie ich es mache, es immer auch zu einem Teil falsch mache.

Ein weiterer Punkt ist, dass totalitäre Regime sanktionieren. Es gefällt natürlich dem einen oder anderen, dass Fehlverhalten bestraft wird, dass Konsequenz gezeigt wird – bis hin zur Todesstrafe. Auch in der Kirche ist die Men-

talität verbreitet, dass jene, die als Sünder bekannt sind, auch entsprechend bestraft werden müssen. Das hat etwas zu tun mit der Sehnsucht des Menschen nach Gerechtigkeit. Gerechtigkeit wird dann oft als Unbarmherzigkeit verstanden. Thomas von Aquin hat gesagt: »Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit ist Grausamkeit. Barmherzigkeit ohne Gerechtigkeit ist die Mutter der Auflösung.« Barmherzigkeit ohne Gerechtigkeit steht also in der Gefahr, zur Beliebigkeit zu werden. Dass es auch hier keine einfache Lösung gibt, dass es komplexer wird, das können totalitäre Regime nicht aushalten. Und auch in der Kirche wird das nur schwer ausgehalten. Viele haben Probleme mit dem, was Papst Franziskus zum Thema Barmherzigkeit gesagt hat. Er setzt Barmherzigkeit nicht gegen Gerechtigkeit, aber wir sind irritiert, dass es auf einmal nicht mehr nur um Moral und Recht geht, sondern auch um Barmherzigkeit. Und diese gehört nicht weniger zum Wesen der Kirche als Wahrheit und Werte.

Gewissensbildung anzuleiten, wäre also ein wichtiger Merkposten auf der Agenda von Kirche in diesen problembeladenen Zeiten. Es scheint, als stünden gegenwärtig wesentliche Fragen

unseres Zusammenlebens zur Diskussion. Es geht schlussendlich auch um die Zukunft der Demokratie, wenn es nicht gelingt, die Menschen mitzunehmen. Was kann die Kirche oder was kann ein Bistum tun, um zu verhindern, dass es einfache Antworten für komplexe Fragen gibt?

Ich glaube, mit den beiden Kerngeboten haben wir alles, was wir brauchen. Erstens: »Gott lieben!« Das heißt, ich lasse außer dem Menschen noch anderes zu, die Schöpfung und den Schöpfer. Und dann »Den Nächsten lieben wie sich selbst!« Das heißt, ich komme schon nicht zu kurz, ich Sorge für mich selbst. Aber so, wie ich für mich Sorge, will ich auch, dass für andere gesorgt wird, und ich möchte dazu meinen Beitrag leisten. Diesen beiden Kerngeboten müssen wir alle anderen Paragraphen unterordnen. Das Misereor-Motto formuliert passend: »Ich bin, weil du bist«. Ich und Du, nicht nur Ich! Ich aber auch, nicht nur Du!

Unser Gott, an den wir glauben, ist ein Gott der Beziehung. Kirche ist glaubwürdig in dieser Welt, wenn sie selbst beziehungsstark ist.

INTERVIEWBEARBEITUNG:
KERSTIN MEINHARDT



Keine Alternative zur Zuflucht zu Extremen oder Resignation? Von wegen! Das Kottusser Tor in Berlin gilt als einer der sozial schwächsten Orte in Deutschland. Dort hat eine Nachbarschaftsinitiative gezeigt, dass es durch Selbstorganisierung der »Abgehängten« möglich ist, die Parteien unter Druck zu setzen und sich für die Verbesserung der eigenen Lebenssituation einzusetzen. Foto: www.kottiundco.de